

Peepli live

Ein indischer Spielfilm über Bauernselbstmorde, über Politik und Medien und eine gefühllose Mittelschicht

Gerhard Klas

Der Film *Peepli live* ist ein Renner in den Multiplexkinos der indischen Millionenstädte. Indien nominierte ihn als Beitrag für die Oscarverleihung in der Kategorie „bester ausländischer Film“. Bissig und mit viel schwarzem Humor beschäftigt sich der Film *Live aus Peepli – Irgendwo in Indien* mit einem ernsten Thema: Seit der Marktöffnung Indiens Anfang der 1990er Jahre, die mit einer massiven Kürzung der staatlichen Landwirtschaftsbudgets durch die Regierung einherging, haben sich nach offiziellen Angaben mehr als 180 000 Bauern das Leben genommen – die meisten wegen Überschuldung. Auch das Land von Natha, dem Protagonisten im Film *Peepli live*, soll zwangsversteigert werden.

Natha und sein Bruder erfahren von einem Regierungsprogramm: Wenn ein Bauer sich umbringt, gibt es eine Prämie für die Hinterbliebenen. Auf Drängen seines Bruders willigt Natha schließlich ein. Er plant seinen eigenen Selbstmord und wird zum Spielball von Politik und Medien: Einen Live-Selbstmord – das hat es noch nie gegeben. Kamerateams überrennen und belagern tagelang das völlig abgelegene Dorf, das nur über eine Sandpiste zu erreichen ist. Die Welt steht Kopf.

„Mich interessierte“, fragt sich die Regisseurin Anusha Rizvi, „warum es Regierungsprogramme für die Verstorbenen gibt, wir aber kaum etwas für diejenigen tun, die noch am Leben sind.“ Dieser Widerspruch durchzieht den Film wie ein roter Faden. „Regierungen, Staaten, Systeme überall auf der Welt, die Bürokratien, die Politiker – wie gehen sie mit dem kleinen Mann um?“

Als der Selbstmordkandidat im Film schließlich doch lieber seinem Schicksal entgehen will und die Flucht aus dem von den Medien umlagerten Dorf ergreift, gehen die wilden Spekulationen los: Haben ihn islamische Terroristen entführt oder handelt es

sich gar um eine imperialistische Verschwörung der USA? Letztere tragen natürlich Mitverantwortung an der allgemeinen Situation der Kleinbauern in Indien, denen sie mit der sogenannten „Grünen Revolution“, d.h. dem massiven Einsatz von Pestiziden, Kunstdünger und Hybridsorten aus den Labors des Westens, einen Bärendienst erwiesen haben. Doch diesen Zusammenhang reflektiert der Film leider nicht. Er bedient sich jedoch bitterer Ironie, um die Ahnungslosigkeit der städtischen Mittelschicht Indiens zu verhöhnen: Ein Journalist betrachtet eingehend die Fäkalien, die Natha vor seiner Flucht hinterlassen hat, und sinniert anhand ihrer Farbe und ihres Geruchs über die Befindlichkeit Nathas.

Die ahnungslose Mittelschicht

Wie Amir Khan, Produzent des Films und einer der bekanntesten und bestbezahlten Schauspieler Indiens, ist die Regisseurin Anusha Rizvi in einer indischen Millionenmetropole aufgewachsen – weit weg vom Landleben, im wohl behüteten Mittel- und Oberschichtsmilieu Delhis. Anusha Rizvi war es wichtig, diese soziale Kluft so weit wie möglich zu überwinden, als sie in einem zentralindischen Dorf drehte.

„Es war fast wie auf einem Jahrmarkt. Denn wir waren so viele, und sie haben alle für uns gearbeitet“, berichtet Rizvi begeistert. „Wir haben viele Arbeitsmöglichkeiten für die Leute im Dorf geschaffen.“ Alle Dorfbewohner hätten den Plot ihres Filmdebüts gekannt und „sich in der Geschichte des Films wiederfinden können, dessen Protagonisten zudem ihre Sprache benutzten.“

Bauern aus der Baumwollregion Vidarbha, wo sich bereits viele Landwirte das Leben genommen haben, sehen das anders. Sie haben gegen den Film protestiert und einige haben sogar sein Verbot gefordert. Denn der Film verhöhne die Witwen und Waisen, die von der Bundesstaatsregierung in Maharashtra eine finanzielle Entschädigung erhalten haben. Außerdem würde der Film suggerieren, dass sich Politiker und Medien tatsächlich für die Selbstmorde der Bauern interessieren würden – was überhaupt nicht der Fall sei. Einen solchen Film könnte man allenfalls für die von der gesellschaftlichen Realität entrückte Mittelschicht in den Großstädten spielen – nicht aber für die Landbevölkerung.

Nicht alle Bauern wollen über die Komödie lachen

Das indische Nachrichtenmagazin Tehelka machte die Probe aufs Exempel und zeigte die Tragikkomödie in Dörfern. Die Bauern konnten sich nicht für den Film begeistern. „*Peepli live* ist ein Film über die gefühllose Mittelschicht, ihre Medien und Politiker – aber es ist kein Film, der den Alltag der Bauern einfängt“, sagt auch Anwar Jamal, der die Bauernselbstmorde in seinem Dokumentarfilm *Harvest of Grief – Ernte des Kummers* behandelt.

Manchmal verlässt der mehrfach preisgekrönte Spielfilm die Ebene der Ironie und Satire – mit seinen Liedern. Sie zwingen zum Innehalten, bringen die Ernsthaftigkeit, die wirtschaftliche Not und die Sehnsüchte der Bauern in den eingblendeten Untertiteln zur Sprache. *Peepli live* ist eine Bollywood-untypische Satire im Arthouse-Stil, die ein städtisches Filmpublikum zum Lachen bringen kann. Wenn das Lachen zwischendurch im Halse stecken bleibt, ist da vielleicht ein wenig

Mitgefühl und eine Ahnung davon, dass die Bevölkerungsmehrheit vom Wirtschaftswachstum in Indien nicht profitiert.

Nachtrag zum Artikel: Mitte Januar wurden fünf Filme für den Oscar „bester ausländischer Film“ nominiert. Peepli live war nicht dabei.

Gletscherschmelze im Himalaya – eine Mär?

Nach wie vor zweifeln Skeptiker am vom Menschen verursachten Klimawandel, doch viele Bauern spüren schon jetzt die ersten Folgen

Rainer Horig

„In dieser Nacht war das Wetter außergewöhnlich. Blitze erleuchteten den Himmel, Donner erschütterte die Berge, und dann fing es an, heftig zu regnen. Es regnete nicht lange, aber so stark, wie ich es noch nie erlebt hatte.“ In der kleinen Stadt Leh, der Hauptstadt von Indiens nördlichster Provinz Ladakh, schildert der Bauer Karma Jamyang die Ereignisse der Nacht zum 6. August des vergangenen Jahres. Karma Jamyang und seine Familie entkamen damals nur knapp dem Tode.

Plötzlich barst die Haustür, Wasser und Schlamm schossen herein. Wir gerieten in Panik. Wir wollten weg, aber wohin? Rechts und links reißendes Wasser, Schlamm und Steine. Wir kletterten aufs Dach, wo wir einstweilen sicher waren. Wir hatten Todesangst und flehten die Götter an, uns zu retten. Später, als es hell wurde und die Flut nachließ, nahm ich meine Kinder auf die Schultern und suchte einen Weg durch den Schlamm zur Straße.“

Karma Jamyang verlor in diesen Stunden sein ganzes Hab und Gut, begraben unter meterhohen Schlammmassen. Zwei seiner Kühe wurden lebendig begraben, sein Haus ist auf lange Zeit unbewohnbar. Der Wolkenbruch am 6. August 2010 forderte

in Leh und Umgebung fast 200 Menschenleben. Viele Opfer wurden fortgespült und nie geborgen. Brücken wurden fortgerissen, die beiden einzigen Straßenverbindungen nach Ladakh waren mehr als eine Woche lang unpassierbar. Versorgungsengpässe drohten, das Strom- und sämtliche Telefonnetze brachen zusammen. Touristen saßen tagelang fest, weil auch der Flughafen schließen musste.

Der Klimawandel als Ursache?

Ladakh ist eine Hochwüste, 3 500 Meter über dem Meer im Regenschatten des Himalaya-Gebirges gelegen. Hier regnet es normalerweise nicht mehr als in der Sahara. Der Oberlauf des Indus und seine Zuflüsse, gespeist von Schneefeldern und Gletschern

auf den bis zu 7 500 Meter hohen Bergen, bieten die einzige ganzjährig verfügbare Wasserquelle. Der Sturzregen im vergangenen August war also ein außergewöhnliches Wetterereignis. Dass die Welt die Tragödie kaum zur Kenntnis nahm, lag auch an der Sintflut, die gleichzeitig im Norden Pakistans, nur wenige hundert Kilometer entfernt, ganze Landstriche verwüstete. Manche vermuten einen meteorologischen Zusammenhang; viele meinen, beide Katastrophen seien eine Folge des weltweiten Klimawandels.

Anfang September, gut einen Monat nach der Schlammflut, besucht der Dalai Lama, das Oberhaupt der tibetischen Buddhisten die Stadt Leh. Ladakh ist geografisch ein Teil des tibetischen Hochplateaus, seine Bewohner